

Georg Pickl

Thema 3

Eine neue Ethik könnte bedeuten, „dass man sich diesem primären Ausgesetztsein vor dem Anderen nicht verschließt und erlittenes Leid nicht in Rechtfertigung für neue Gewalt umwandelt (...) sondern statt dessen eben die Unerträglichkeit des Ausgesetztseins als Zeichen einer geteilten Verletzlichkeit, einer gemeinsamen Körperlichkeit, eines geteilten Risikos begreift. (...) Vielleicht liegt unsere Chance, menschlich zu werden, gerade in der Art und Weise, wie wir auf Verletzungen reagieren.

Judith Butler: Kritik der ethischen Gewalt, 2003, S. 100 f.

Tagtäglich erleben wir in unserem Leben Leid, sind der Verletzung durch andere ausgeliefert. Was meist dadurch entsteht, sind negative Gefühle: Kränkung, Verbitterung, Hass. Angetrieben durch ebendiese negativen Emotionen, sehnen sich viele von uns nach Vergeltung: Wir wollen das von uns empfundene Leid im anderen replizieren, sei es auf körperlicher oder seelischer Ebene. Das erfahrene Leid dient uns als Deckmantel, um unsere negativen Gefühle und damit auch die dadurch entstehenden Rachegelüste zu rechtfertigen. Doch was wir eigentlich damit tun, ist, uns hinter einem Scheinschild zu verstecken: Wir greifen auf eine antike Regel zurück, die selbst in unserer heutigen Gesellschaft salonfähig ist. Auge um Auge, Zahn um Zahn; dieses Prinzip scheint in zahlreichen Kränkungsfällen sogar im 21. Jahrhundert noch legitim zu sein. Allerdings kann ein auf Vergeltung beruhendes Verhalten nicht die Basis für das friedliche Zusammenleben von Menschen bilden, denn dieses System stößt sehr schnell an seine Grenzen.

Zunächst ist ein grundlegendes Problem genauer zu betrachten, und zwar die Rache selbst. Diese findet entweder im Affekt statt oder kann geplant und durchdacht sein. Doch es ist egal, ob ein Racheakt nahezu „reflexartig“ abläuft oder lange geplant worden ist, es tritt stets die gleiche Problematik auf: Wir versuchen, durch eine Gegenhandlung das uns zugefügte Leid auch im anderen hervorzurufen, wir wollen, dass unser Gegenüber „hautnah“ unser Leid nachempfindet. Selbst in einer Welt, in der man ein solches Verhalten als akzeptabel ansieht, ist dies problematisch, denn jeder Racheakt hat einen bitteren Nebengeschmack: Aufgrund unserer unterschiedlichen Konzeption und unserer verschiedenartigen Wahrnehmung werden wir nie in der Lage sein, im anderen die gleiche Art von Leid hervorzurufen, wie diese das bei uns getan haben. Dadurch ergibt sich ein Teufelskreis: Derjenige, an dem Rache geübt wurde, sieht den Vergeltungsschlag als nicht gleichbedeutend mit der von ihm ursprünglich verursachten Kränkung an. Aus diesem Grund entsteht auch in ihm das Verlangen, wiederum Rache zu üben. Diese Gedankenkette ließe sich unendlich fortspinnen; wäre das ultimative Prinzip unserer Gesellschaftsordnung also gleichwertige

Vergeltung, würde dies aufgrund der unmöglichen Annäherung an eine derartige Gleichwertigkeit der Rache schlussendlich nur zu dauerhaften Konfliktsituationen führen.

Genau betrachtet ist es zudem sinnlos zu versuchen, das von uns erfahrene Leid durch erneute Gewalt an anderen zu kompensieren. Schließlich erfahren wir tagtäglich Kränkung, seien die Situationen, die negative Emotionen verursachen, auch noch so banal. Es wird hierbei aber vergessen, dass wir oftmals selbst Anteil an dem uns zugeführten Leid haben. Diese Aussage bezieht sich natürlich einerseits auf aggressionsfördernde Faktoren wie Provokation, doch auch unsere eigenen Erwartungshaltungen und unsere Tagesverfassung führen Frustration herbei. Oft sind es kleine, unbedeutende Dinge, die in ungünstigen Situationen Kränkung in uns hervorrufen: Der eine scheint sich nicht mit uns über unseren Erfolg zu freuen, der andere wiederum empfindet nicht das gleiche Maß an Begeisterung für ein gewisses Thema wie wir. Diese Reaktionen bedeuten nicht zwingend, dass unser Gegenüber bewusst versucht, uns zu kränken, in uns Frustration hervorzurufen; dennoch empfinden wir oftmals negative Emotionen in solchen Situationen – und schon beginnt der Wunsch nach Vergeltung in uns zu keimen. Hierbei wird deutlich, dass Selbstreflexion gefragt ist. Stellen doch auch wir uns einmal die Frage, ob wir durch unüberlegtes Verhalten oder aufgrund mangelnder Aufmerksamkeit wohl schon einmal andere gekränkt haben. Zwar tun wir dies vielleicht unbewusst, doch das ändert für den Leidtragenden das Ausmaß der Kränkung nicht. Die Basis für Leid sind also in vielen Situationen unweigerlich wir selbst: Entweder werden unsere Erwartungshaltungen nicht erfüllt, was Kränkung in uns hervorruft, oder wir sorgen durch unüberlegtes Verhalten für negative Emotionen bei unserem Gegenüber.

Doch auch das eben beschriebene Modell kann nicht als allgemein gültig betrachtet werden, existieren doch eindeutig Kränkungs- und Leidfälle, in denen wir selbst wohl kaum Anteil an dem uns zugefügten Leid haben. Gerade Fälle von extremer Gewalt sind hier exemplarisch zu nennen: häusliche Gewalt, Missbrauch, Mord. Diese Extremfälle des Leid-Empfindens stellen uns – anders als die oben beschriebene Problematik – nicht vor ein persönliches Problem, als dessen Ursache wir selbst anzusehen sind, sondern vielmehr vor eine gesellschaftliche Problematik. Agieren wir wieder nach dem „Auge um Auge, Zahn um Zahn“-Prinzip, wäre Vergeltung in Form einer möglichst gleichen Form von Leidzufügung zu üben. Das hieße, Verursacher häuslicher Gewalt müssten ähnlicher Gewalt ausgesetzt werden; Missbrauchstäter müssten missbraucht werden; Mörder müssten ermordet werden. Vor den ersten zwei beschriebenen Szenarien schrecken die meisten Staaten unserer Welt zurück, nicht aber vor dem letzten. Nun stellt sich aber die Frage, ob die Bestrafung durch den Tod ein adäquates Mittel zur Vergeltung eines Mordes oder einer anderen Gräueltat sein kann. Dies ist anzuzweifeln, denn sowohl rational als auch empirisch lässt sich die Sinnhaftigkeit derartiger Strafen widerlegen. Zunächst wäre das simplere Argument, nämlich die empirische Datenlage, zu nennen:

Strafen sind ein Mittel, um ungesetzliche Taten zu bestrafen. Dabei werden zwei Ziele verfolgt: Einerseits sollen Strafen für Spezialprävention sorgen (das heißt, der Täter sollte davon abgehalten werden, eine weitere, ähnliche Tat zu begehen), andererseits dienen sie als Generalprävention, sollen also eine Abschreckung für andere darstellen. Spezialpräventiv betrachtet ist die Todesstrafe natürlich besonders effektiv; allerdings konnte man in zahlreichen Studien feststellen, dass sie kaum generalpräventiven Charakter hat. Dieses auf empirischer Forschung beruhendes Argument lässt sich auch rational weiterspinnen: Wird Vergeltung in einer derartigen Form geübt, nimmt der Staat – in vielen Ländern also die gesetzgebende Instanz – Rache. Was so entsteht, ist die Banalisierung des Racheaktes; Vergeltung in der Form des Zufügens von „gleichwertigem“ Leid – in diesem Fall also sogar Gewalt – wird demnach als etwas Akzeptables, Gesellschaftsfähiges präsentiert. Die Sinnhaftigkeit dieser „Vorbildwirkung“ ist anzuzweifeln: Keine gleichwertige Bestrafung ist in der Lage, die vom Opfer erlittenen psychischen oder physischen Schäden wiedergutzumachen; durch das Töten eines Mörders wird der Ermordete nicht wieder lebendig, durch das Missbrauchen eines Missbrauchtäters werden die psychischen Qualen, die bei dessen Opfer hervorgerufen worden sind, nicht reversibel gemacht. Manche mögen nun argumentieren, dass diese Formen der Bestrafung durchaus akzeptabel und für das Opfer hilfreich wären, löst die Bestrafung des Täters doch meist bei Opfer und/oder Angehörigen Genugtuung aus. Doch auch das Gefühl der Genugtuung ist kein wirklicher Ausgleich für das erlittene Leid; schließlich ist Genugtuung ein kurz anhaltendes, ambivalentes Gefühl. Pseudoempathie, so könnte man Genugtuung definieren: Wir versuchen krampfhaft, bei demjenigen, der bei uns Leid hervorgerufen hat, ebenso Leid zu erzeugen und dieses nachzuempfinden. Dadurch macht sich in uns kurzfristig Zufriedenheit breit, wir empfinden das Leid des anderen als gerecht, als angemessen. Schließlich schafft es diese empfundene Zufriedenheit aber nur kurzfristig, das in uns noch immer vorherrschende Gefühl von Kränkung und Leid zu überdecken, bis die Genugtuung nach kurzer Zeit wieder verschwindet und uns wieder unseren negativen Gefühlen aussetzt.

Anstatt also unter dem Deckmantel einer falschen (Pseudo-)Empathie zu agieren, wäre es für ein friedliches, menschenwürdiges Zusammenleben sinnvoller, sich in echter Empathie zu üben. Dass dies besonders schwierig sein kann, liegt in der Natur der menschlichen Existenz: Es gibt eine unüberwindbare Schwelle vom Ich zum Du. Wir alle sind eigenständige Individuen, was uns einerseits die Möglichkeit gibt, persönlich frei zu sein, andererseits aber auch bedingt, dass wir uns nie vollständig in unser Gegenüber hineinversetzen können, nie dessen Gedanken oder Gefühle nachempfinden können. Gerade deshalb ist die Aufgabe, empathisch zu sein, eine Übung, an der viele scheitern, da es sehr schwierig sein kann, sich in andere Personen, vor allem wenn sie uns Leid zugefügt haben, hineinzusetzen. Doch gerade im Bewusstsein, dass man den anderen nie vollständig erfassen können wird, liegt das Potenzial für gelungene Empathie: In diesem Wissen ist

uns nämlich klar, dass wir uns dem anderen nur, so gut es geht, annähern können, versuchen können und auch sollen, seine Handlungen nachzuvollziehen. So kann man sich ein besseres Bild vom anderen verschaffen und auch sein Handeln besser verstehen. Doch irgendwann im Laufe des Versuchs, den anderen zu verstehen, ergibt sich ein transzendentes Bild: Die schmale Grenze zwischen dem Verstehen und Nicht-Verstehen des anderen wird sichtbar und lässt uns erkennen, dass uns allen eine gewisse Verletzlichkeit gemein ist, die wir nicht überwinden können; wir erkennen, dass wir den anderen ausgesetzt sind, und zwar in der gleichen Art und Weise, wie auch sie uns ausgesetzt sind. Wir werden die anderen nie vollständig verstehen können – und gerade dieser luftleere Raum des mangelnden Verständnisses macht uns verwundbar für die darin verborgenen Eigenschaften der anderen Person. So viel uns auch trennen mag, so verschiedenartig wir auch sein mögen, diese Verletzlichkeit, dieses kollektive Ausgesetztsein vor dem anderen betrifft uns alle. Allerdings ist es notwendig, noch einen Schritt weiter zu gehen: Sind wir uns einmal bewusst, dass wir alle insofern verbunden sind, als wir uns gegenseitig ausgeliefert sind, ist es zunächst unsere Aufgabe, dieses Faktum zu akzeptieren. Danach besteht aber unser Auftrag darin, Selbstreflexion zu betreiben und zu hinterfragen, welchen Platz wir selbst in diesem Konstrukt einnehmen. Die Frage, inwiefern andere uns ausgesetzt sind, ebnet den Weg für die Erkenntnis, wie auch wir den anderen ausgesetzt sind. Zwar mag man nicht imstande sein, sich vollständig in den anderen hineinzusetzen, doch man erkennt, welchen Platz man selbst in dieser Gesellschaft der gegenseitigen Abhängigkeiten einnimmt.

So ebnet man den Weg für ein gemeinsames Verständnis: Man verzichtet zwar darauf, die anderen zur Gänze zu verstehen, arbeitet aber an seiner eigenen Person – durch das Überdenken des eigenen Fühlens, Denkens und Handelns. Schafft man es, diese Elemente zu einem harmonischen Gleichgewicht zu führen, so zeigt man seinen Mitmenschen, dass man in einer Gesellschaft, in der jeder jedem ausgesetzt ist, einen stabilen Platz einnimmt. Genau diese Stabilität ist unerlässlich, was sich hervorragend am Modell eines Musikstückes demonstrieren lässt. Die Menschen sind dabei die Töne in einem Stück, sie sind also kleine Einheiten, die zwar selbständig sind, aber nur gemeinsam zu einem gelungenen, harmonischen Stück werden. Stabile Töne sind die Eckpfeiler der Komposition: Sie geben ihr Halt und Ausdruckskraft, sind sogar in der Lage, einige instabile, unsicher klingende Töne auszugleichen. Summa summarum sind also alle Einzeltöne einander ausgeliefert, sie müssen einerseits versuchen, sich passend in das Gefüge der Töne einzufügen – sich also mit den ihnen folgenden und vorausgehenden Tönen auseinanderzusetzen –, andererseits können sie aber auch durch andere, instabile Töne negativ beeinflusst werden. Wie bereits erwähnt können besonders stabile Töne solche negativen Auswirkungen kompensieren; einzig und allein ein Konstrukt aus zu vielen instabilen Tönen kann zum Zusammenbruch des harmonischen Charakters führen. Dies sollte auch die Ambition der Menschen sein, nämlich durch angemessene Beschäftigung mit den anderen

und sich selbst zu erkennen, dass es wichtig ist, einander zu stärken und vielleicht Schwächen der anderen auszugleichen. Mit Vergeltung – vielleicht sogar in Form von Gewalt – auf Leid und Kränkung zu reagieren, ist hierbei nicht der anzustrebende Weg: Schließlich zerstört eine allzu aggressiv erklingende Note die Harmonie eines gesamten Stücks.